

# Der Freie Schwarzwälder

## Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Erscheint an allen Werktagen. Abonnement in der Stadt vierteljährlich M. 1.35 monatlich 45 Pf. Bei allen württ. Postanstalten und Boten im Orts- u. Nachbarortsvorkauf vierteljährlich M. 1.35, ausserhalb desselben M. 1.35, hierzu Bestellgeld 30 Pf. Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Veröffentlichungsblatt der Kgl. Forstämter Wildbad, Meistern, Enzklosterle u. während der Saison mit aml. Fremdenliste.

Inserate nur 8 Pfg. Auswärtige 10 Pfg., die Kleinspaltige Garnanzelle. Kosten 15 Pfg. die Zeile. Bei Wiederholungen entspr. Rabatt. Abonnements nach Uebereinkunft. Telegramm-Adresse: Schwarzwälder Wildbad.

Nr. 279.

Montag, den 29. November 1909.

26. Jahrg.

### Rundschau.

#### Zur linksliberalen Einigung.

Der Biererausschuss der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft wird zur weiteren Beratung der Einigungsfrage am 30. November zusammenreten. Die Herren hoffen den in Betracht kommenden Parteien bis Weihnachten ein festumrissenes Einigungsprogramm vorlegen zu können. — Und wir wünschen, daß dieses Programm ein wirkliches Weihnachtsgeschenk für den deutschen Liberalismus werden möge.

#### Die Präsidenten der badischen Kammer.

Ein sozialdemokratischer Vizepräsident. Bei der gestern im badischen Landtag vorgenommenen Präsidentenwahl wurde der Nationalliberale Rohrhurst mit 41 Stimmen zum Präsidenten gewählt gegen 28, die die auf Fehrenbach, den Präsidenten der vorigen Session fielen. Bei der Wahl des 1. Vizepräsidenten stimmte das Zentrum mit weissen Betteln, während der Großklub seine 41 Stimmen auf Fehrenbach vereinigte. Als Rohrhurst fragte, ob Fehrenbach die Wahl annehme, erwiderte dieser, ich lehne die Wahl ab, unter großer Sensation des Hauses. Hierauf wurde zu einem zweiten Wahlgang geschritten und der sozialdemokratische Abg. Weisk von Mannheim, der Vorsitzende des Landesausausschusses, zum ersten Vizepräsidenten gewählt. Es wurde dann zur Wahl des 2. Vizepräsidenten geschritten und zu diesem Amt der Demokrat Heimbürger mit 42 Stimmen berufen. Diese Wendung der Präsidentschaftswahlen wird nach dem Schw. W. darauf zurückgeführt, daß das Zentrum verlangte, ein sozialdemokratischer Vizepräsident müsse alle Repräsentationspflichten erfüllen, auch dem Hof gegenüber, worauf die Sozialdemokraten nicht eingingen. Infolgedessen verständigten sich die Sozialdemokraten mit dem liberalen Block.

#### Reichstagsersatzwahl in Halle a. S.

Halle a. S., 26. Nov. Bei der heutigen Reichstagsersatzwahl im Haller Saalkreis erhielt Reimann (frei. Volkspartei) 21.870 Stimmen und sein Gegner Kuhnert (Soz.) 24.973 Stimmen. Kuhnert ist somit gewählt.

#### Eine neue Reichstagsersatzwahl

steht infolge des im letzten Abendblatt gemeldeten Ablebens des Zentrumsabgeordneten de Witt, des Vertreters des Wahlkreises Rülheim-Wipperfurth-Gummersbach (Köln 6), bevor.

Bei der Hauptwahl im Jahre 1907 war de Witt im ersten Wahlgang mit 19,958 gegen 11.218 national-liberale und 8538 sozialdemokratische Stimmen gewählt worden. Der Zentrumskandidat hatte also nur 50,2 Prozent der in der Hauptwahl abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt.

Da das Zentrum bei allen Ersatzwahlen im Westen, die bisher seit dem Jahre 1907 stattgefunden haben, und bei denen es beteiligt gewesen ist, eine kolossale Stimmeneinbuße — bis zu einem vollen Drittel — zu verzeichnen hatte, so ist es als ausgeschlossen zu erachten, daß bei der bevorstehenden Reichstagsersatzwahl in diesem Kreise der Zentrumsabgeordnete schon im ersten Wahlgang gewählt wird. Er kommt voraussichtlich mit dem nationalliberalen Gegenkandidaten in die Stichwahl.

Es kann aber auch sehr leicht dahin kommen, daß nicht der nationalliberale, sondern der sozialdemokratische Kandidat in die Stichwahl gelangt. Jedenfalls verdient es diese Ersatzwahl, daß ihr im ganzen Reiche reges Interesse entgegengebracht wird.

#### Ein finanzpolitischer Notschrei.

Ueber die finanzielle Lage des Reiches nach der Finanzreform hat sich der Vertreter einer süddeutschen Regierung im Bundesrat dem „Neuen politischen Tagesdienst“ gegenüber folgendermaßen ausgesprochen:

„Wenn man die Ausführungen der Zeitungen über den nächsten Reichsetat verfolgt, so erwecken sie fast den Anschein, als ob das Reich nun mit einem Schläge aus der jahresweilenden Finanznot herausgekommen ist. Und doch kann hiervon keine Rede sein. Denn eine Zahl, die ihrer wahren Bedeutung entsprechend lange nicht genug gewürdigt wird, beweist allein schon, wie weit wir von einer geordneten Finanzgebarung entfernt sind. Und das ist die Verzinsung der Reichsschuld. Der kommende Reichsetat wird zur Verzinsung unserer Reichsanleihen im nächsten Jahr 182 Millionen fordern, eine enorme und ganz unproduktive Ausgabe. Nun muß man weiter berücksichtigen, daß die Reichsanleihen in den nächsten vier Jahren sicher um eine halbe Milliarde weiter steigen, die auch verzinst werden muß. Wir erreichen also im Jahre 1914 einen Aufwand für Zinsen der Reichsschuld von über 200 Millionen. Das entspricht beinahe dem dem jährlichen Ertrage der preussischen Einkommensteuer. Diesen An-

wachsen der Zinsenlast steht eine minimale Tilgung gegenüber, die im nächsten Jahr 32 Millionen betragen wird. Während nämlich die Verzinsung vom laufenden Jahre auf das nächste um 11 Millionen steigt, wächst die Tilgungsquote in derselben Zeit um nur 7 Millionen an. Hier liegt der Krebsknoten unserer Finanzgebarung, und an dieser Stelle müßte eine großzügige Reform einsetzen. Handel, Industrie und Landwirtschaft leiden andauernd unter dem hohen Zinsfuß, der mit dem Anleihebedarf des Reiches so eng zusammenhängt. Und wenn man auch im allgemeinen einer steigenden Konjunktur entgegensteht, so bleibt die Sorge um eine weitere Vertheuerung des Kredits bestehen.

Und darum müßten diejenigen Kreise, die an einem normalen Geldstande in erster Linie interessiert sind, Landwirtschaft, Industrie und Handel sich selbst zu einer großzügigen Partei- und Finanzpolitik aufstellen und dem Reiche Einnahmen schaffen, die nur der Schuldentilgung dienen. Und hierfür gäbe es keine bessere Einnahmequelle als die Erbschaftsteuer. Eine Erbschaftsteuer allein zur Schuldentilgung des Reiches wäre auch eine große soziale Tat, denn es gibt kein zuverlässigeres Mittel, um neuen Steuern vorzubeugen, als die Zinsenlast zu vermindern. Dabei muß man sich nämlich darüber klar werden, daß die 200 Millionen, die wir bald jährlich zur Schuldverzinsung gebrauchen, den Erträgen folgender Steuergesetze der letzten Finanzreform entsprechen: Tabaksteuer, Branntweinsteuer, Kasse- und Teezollerhöhung, Zündwaren- und Leuchtmittelesteuer. Die Erträge aller dieser Konsumsteuern, die sowie die Währungsreform verursachen, sind also erforderlich nur für die unproduktive Ausgabe der Schuldverzinsung. Würde also das Reich seine Schulden los, so wäre selbst bei weiterem Steigen des Reichsbedarfs für unvermeidliche Ausgaben das Gepränge neuer Steuern und damit neuer Beunruhigungen in weiter Ferne. Eine Erbschaftsteuer, die selbst der Landwirtschaft annehmbar wäre, könnte einen Ertrag von 75 Millionen bringen. Und dieser Ertrag zusammen mit der gesetzlich festgelegten Tilgungsquote würde unsere Anleihen um jährlich 110 bis 120 Millionen vermindern, wodurch der Zinsbedarf um etwa fünf Millionen alle Jahre zurückginge. Der deutsche Kapitalmarkt würde aber diese Erleichterung sehr bald empfinden. Wie die politische Situation nun einmal ist, kann die Anregung zu einer Erbschaftsteuer naturgemäß nur von den Parteien ausgehen. Und es wäre zweifellos ein Zeichen eines großen Weitblicks, wenn gerade diejenigen Parteien sich zu dieser Finanzpolitik entschließen, die man mit Recht oder Unrecht für die allgemeine Währungsreform als Folge der Reichsfinanzreform verantwortlich macht.“

Das große Loch in unserer Reichsfinanzwirtschaft, in das so gewaltige Summen hineingestopft werden, und das sich trotzdem nicht füllt, sondern alljährlich größer wird, hat keineswegs erst der Herr Bundesvertreter entdeckt. Von liberaler Seite ist auf dieses gefährliche Anwachsen der Reichsschuld wiederholt mit aller Entschiedenheit hingewiesen worden. Wenn der süddeutsche Finanzpolitiker aber meint, daß „diejenigen Parteien, die uns“ geeignet sind, den Finanzarren aus dem Sumpfe

Verachtet von den Großen, von den Kleinen heiß geliebt — Sagt, ob es für das Neue einen andern Weg wohl gibt? — Derart von den als Wache Versetzten am Tor — Sagt — folgt nicht immer wieder die Wahrheit so empor? — Visionärer Visionen.

### Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Wiltcher.

(Fortsetzung.)

#### Kapitel IV.

Als man nach eins endlich zu Bett gegangen war, hatte Frau Marie ihres Sohnes eingefallenes Leidensgesicht, das zuletzt der Schimmer heftiger Rote überzogen, noch einmal mit zärtlich-mitleidigem Blick gefreut und dabei gedacht: Wenn er morgen bis Mittag schläft, ich will ihn gewiss nicht stören! Und auch Gottfried selbst hatte sich gewünscht, daß ein langer, erquickender Schlummer ihn mit Kraft erfüllen möchte für den ersten neuen Tag in der alten Heimat. Aber schon um drei Uhr der jahrelang nicht gekannte Morgenruf des Hahnes wie ein Signal in seine erregten Träume; und sooft er, einmal erwacht, seinen erschöpften, liebergeliebten Körper auch noch in den ungewohnt weichen Kissen hin und her warf, es kam kein Schlaf mehr in seine Augen, weil auf dem Nachbargesäß der Koffat Seeger, der fleißigste Mann in Rodenau, schon vor Tau und Tage, seine Sense dengette, und das Klapp-Klapp, Klipp-Klipp des Hammers auf dem singenden Stahlblatt wie ein „Kommt-Kommt, Hüf-Hüf“ in des Heimgekehrten Ohren klang.

So sprang er denn in seine Kleider und stieg auf den Hof hinab, auf dem noch die Morgendämmerung Gebäude und Geräte grau verschleierte, auf dem kaum einer Schwalbe frühes Gewitzcher laut ward. Einer kindlich-verträumten Regung nachgebend, steckte er den Kopf unter die Brunnenröhre und ließ sich vom kalten Strahl der Müdigkeit letzten Rest aus den Augen spülen. Dann hing er an die Kammern der Knechte und Mägde und

hummerte mit hartem Faustschlag gegen die Türen. Der frühen Störung ungewohnt, fragten alle wie aus Verabredung, was los wäre, und erwiderten Gottfrieds Antwort: „Zeit zum Aufstehen!“ mit unwilligem Gebrumm. Eine Uhr, die Stunde zu vergleichen, hatte kaum einer von ihnen; und wer wirklich eine sein eigen nannte, der verwahrte das Meinod unausgezogen im sicheren Versteck seines Spindes. So mochten sie denken, daß ein trüber Himmel es heute erst später Tag werden ließe. Als sie aber aus ihren dumpfen Stuben, in denen sie beileibe nie ein Fenster öffneten, schlapp und faul herausgetrocknet kamen und den Schaden besahen, machten sie lange Gesichter; und einer, der erst vor wenigen Wochen zugezogen war, ein baumlanger Burich mit podennarbigem Gesicht und brennrotem Haar, raunte seinen Kameraden zu, ob etwa zugleich mit dem neuen Herrn aus dem Zuchthaus auch die Zuchthausordnung hierher verpflanzt werden sollte. Denn wer der war, der da auf dem Hofe zwischen den lieblerlich ausgefahrenen Wagen hin und wider ging, hier nach einer wackigen Runge, dort nach einer niederhängenden Reihel sah, das konnten sich natürlich auch die an ihren Fingern abzählen, die ihn heute zum ersten Male sahen.

Gottfrieds Ohr, das schon immer gut gewesen und in der Bellenhaft, beim angestrengten Lauschen nach jedem Lebenszeichen von draußen, eher noch heiliger geworden war, hatte das böse Wort „Zuchthaus“ aufgefangen. Kalt ging's ihm durch als ersten Morgenruf im Vaterhaus, und mit sechs raschen Schritten stand er vor dem „roten Alwin“.

„Weim nächsten frechen Wort, das ich von dir höre, Blämmel, hau' ich den nächsten Stiel, den ich zu fassen kriege, auf deinem Kreuz kaput, und wenn du gleich auf der Stelle verreckst wie ein Hund!“

Er meinte es nicht ganz so hart, wie er's herausstieß; aber er war sich klar darüber: wenn er, der Bestrafte, seinen Untergebenen nicht von der ersten Sekunde an bis an die Zähne gewappnet entgegentrat, hatte er das Spiel verloren, eh' er's noch richtig angefangen.

Der rote Alwin zog den langen Hals ein und schlich schein und ohne Widerrrede an dem neuen Herrn vorbei. Er

mochte wohl denken: Der, der seinem Strohware so bezugsfast eins auf den Kopf gegeben, daß er das Ausstehen darüber vergessen, möchte auch am Ende mit dir nicht viel Federlesens machen — wenn er auch aussieht, als ob man ihn umbläsen könnte! ... Und der alte Hannes, der einzige von den Leuten, auf den noch einigermaßen Verlaß war, sagte hernach zu den andern: „Paßt auf, das ist genau so einer, wie der Alte war, einer der sich nicht auf die Füße treten läßt. Wer keine Hiebe haben will, der mag sich in acht nehmen vor ihm.“

Die Sommerjonne reitet schnell. Als Gottfried nach der traurig ausgefallenen Inspektion der Wagen und Ackergeräte in den Pferdestall kam, war es gerade hell genug geworden, um ihn erkennen zu lassen, wie schlecht behandelt die neun Gänse waren, die da ohne rechte Freiluft in den unfauberen, sauer riechenden Krippen herumknusperten.

Schweigend, die Lippen zusammengekniffen, ging der Weingehetzte von einem Stand in den anderen, tastete über die vorstehenden Knochen und das struppige, schuppige Haar der Tiere, fand da und dort eine aus Mangel an Pflege schlecht oder überhaupt nicht verheilte Wunde, sah, daß die Geschirre an den Pfosten und Riegeln vor Schmutz starrten und brachen. Nur Dreigespann und Bederzeug des alten Hannes waren leidlich gehalten.

„Ich will euch was sagen“, hub der neue Herr an, nachdem er den wie eine Sigwelle in ihm aufsteigenden Born mühsam niederbezwungen; „die Blunderwirtschaft hier hört auf — von Stund' an. Wie jeder sein Vieh behandelt, so — kann er sicher sein — behandle ich ihn auch.“

Der alte Hannes war der einzige von den drei Pferdewechtern, der den Mut zu einer Entschuldigung fand. Regen über Regen hätte wochenlang Tag für Tag alte Mann ins Dru gesagt; darüber wäre dann die andere Arbeit etwas links liegengeblieben. Und der Doktorbauer, der früher regelmäßig nach dem Rechten gesehen, hätte in letzter Zeit auch nicht so oft fortgekommen aus der eigenen Wirtschaft, — hauptsächlich wohl seiner kranken Frau wegen, mit der er seine Not und Plage hätte.

(Fortsetzung folgt.)





genug Milch hatte, sie empfahl ihr deshalb, dem Kind abwechselnd Tee mit Milch zu geben. Am Sonntag den 2. Mai als die Angeklagte allein zu Hause war, scheint das Kind wieder viel geschrien zu haben, auch nahm es die Brust nicht an. Sie packte es an Füßen und schlug es mit dem Kopf an die Wand. Dann holte sie eine Nachbarin und sagte, das Kind sterbe. Als die Nachbarin kam, tat das Kind noch einige „Schnapper“ und starb dann. Jetzt erst schickte die Angeklagte nach ihrem Mann und ließ ihm sagen, das Quisde sei gestorben. Das Kind hatte eine Haube auf, weshalb der Mann die Ursache nicht erkannte. Sie gab als Ursache des Todes die Wichter an. Der Leichenschauer, Wundarzt Herrmann, konstatierte einen Schädelbruch und erstattete Anzeige, worauf die Tat ans Licht kam.

Die Angeklagte gibt die Tat zu, sie will es aber nicht mit „Fleiß“ getan haben und sagt, sie könne sich an den Vorgang nicht mehr erinnern. Ein Weib mit glogigen Augen sei auf einem schwarzen Ross hereingekommen und habe ihr gesagt, sie solle das Kind an die Wand schlagen. Wie es zugegangen, wisse sie nicht mehr. Der Vorsitzende versucht vergebens Einzelheiten aus ihr herauszubringen. Er hält ihr aus den Untersuchungsakten eine Reihe Einzelheiten, auch Geständnisse vor, sie antwortet aber auf alle Fragen, „das weiß ich nicht mehr.“ Sie will nicht mehr wissen, daß sie das Kind geschlagen hat, daß sie zu den Leuten sagte, das blaue Auge sei eine Kirchhofblume, das Kind müsse bald sterben, kurz sie will sich an nichts mehr erinnern können. Der Vorsitzende hält ihr vor, daß sie am 28. Mai dem Untersuchungsrichter zugegeben, daß sie das Kind an die Wand geschlagen habe. Am 1. Aug. habe sie auch die Geschichte mit dem Weib auf dem schwarzen Ross widerrufen und gesagt, sie habe diese Geschichte aus Angst erfunden, sie habe das Kind aus Verzweiflung an die Wand geschlagen, um ins Gefängnis zu kommen und um von ihrem Mann fortzukommen, der sie täglich geplagt habe. Heute will sie von dem allem nichts mehr wissen.

Nach Vernehmung der Zeugen und Anhörung zweier medizinischen Gutachten, von denen das eine des Med. Rat. Haag-Heilbronn die Angeklagte für unzurechnungsfähig erklärte, während das andere der Tübinger Privatdozent Dr. Mezger das Gegenteil behauptete, wurden den Geschworenen zwei Fragen vorgelegt: 1) auf vorsätzliche Tötung mit Ueberlegung, 2) vorsätzliche Tötung ohne Ueberlegung. Die Geschworenen verneinten nach kurzer Beratung die Frage nach Mord, bejahten dagegen die Frage nach Totschlag unter Ausschluß mildernder Umstände. Der Vertreter der Anklage beantragte hierauf zehn Jahre Zuchthaus zu verhängen. Das Urteil lautete auf sechs Jahre Zuchthaus abzüglich 6 Monate Untersuchungsfrist und die üblichen Nebenstrafen. Als strafmildernd wurde die geistige Beschränktheit der Angeklagten, als straferschwerend die ungemein rohe Tat angenommen.

**Aus der Mark.** Weil er laut nieste, erhielt der Reifeube Wäsche in Driesen-Bordamer (Reumar) ein Strafmandat in Höhe von fünf Mark. Ein Postbeamter hatte das Niesen als ruhestörenden Lärm aufgefahst und Anzeige gestellt. Das Schöffengericht in Driesen, bei dem die gerichtliche Entscheidung beantragt hatte, sprach ihn frei. Man darf also auf der Straße ruhig laut niesen, wenn es nun einmal nicht anders geht.

## Bermischtes.

### Das Tagebuch eines Verunglückten.

Die Rettungsmannschaften, die in die Cherry-Grube eindrangen, fanden bei der Leiche eines der Verschütteten, namens Sam Howard, ein auf Schieferstücke geschriebenes Tagebuch, das der Unglückliche bis zu seinem letzten Atemzuge geführt hatte. Die Niederschrift ist eine menschliche Urkunde von erschütternder Tragik. Genau berichtet Howard, wie Joll für Joll der Tod ihm und seinen unglücklichen Kameraden näher schleicht, bis schließlich das rächische Gespenst der Vernichtung aus den giftigen Schwaden aufsteigt und ihnen mit grausamer Hand die Kehle zudrückt. Bis Montag Abend geht die Erzählung der Unglücklichen. Aus dem Inhalt seien folgende Stellen wiedergegeben:

„10.30 Uhr Samstag. Noch leben wir. Bruder Alfred ist bei mir. Ein großer Teil der mit uns Eingeschlossenen lebt noch. Wenn ich sterbe, geht meinen Diamantiring Rinnie Robinson. Wir haben eine Reihe Eimer, die mit Wasser gefüllt sind, das wir trinken und in dem wir unsere Köpfe, die zu zerpringen drohen, baden. Die Luft ist schlecht und ästige Gase steigen auf.“

„1.15 Uhr. Wir wechseln unsere Plätze. Wir sind weniger geworden. Eine Anzahl der Leute veruchte durchzubrechen. Sie sind nicht zurückgekommen.“

„7.30 Uhr. Hungrig und schläfrig.“

„Sonntag. Keine Luft. Wir sädeln uns mit den Dedeln der Wassereimer.“

„9.30 Uhr. Grubenbewacher ziehen von beiden Seiten heran. 10.22. Wir geben die Hoffnung auf. 12.15 Uhr. Da wir keine Luft bekommen können, machen wir uns selbst Ventilatoren. Wir haben jetzt drei im Betrieb. 2.33 Uhr. Giftige Schwaden. Wir würden schon tot sein, hätten wir nicht die Ventilatoren. 3.49 Uhr. Wir sterben aus Mangel an Luft. Wir haben sechs Ventilatoren die jetzt gehen. Einer hinter dem andern, mit 15 Fuß Abstand.“

„Sonntag abend. Mit den Ventilatoren können wir es bis morgen aushalten.“

„Montag morgen 2 Uhr. Noch am Leben. Kalt, hungrig und schwach. Alfred lebt auch noch!“

„3.15 Uhr. Atme noch, aber das Leben flieht schnell. Ich glaube, das ist das Ende.“

Hiermit schließt die erschütternde Erzählung des Helden der Arbeit. — Bei den Aufräumungsarbeiten in der Cherry-Miene sind, wie gemeldet wurde, 168 Leichen in den unteren Galerien der Grube gefunden worden. Die Leichen lagen auf einem großen Haufen durcheinander und versperrten den Weg von der ersten zur zweiten Ader. Andere fand man einzeln in den Gängen liegen. Offenbar waren die Leute von den Grubengasen überwältigt worden, als sie sich nach den Steigeleitern hatten begeben wollen. Die Furcht war ihnen durch das Einschlagen des Gesteins abgeschnitten worden, und die Leute waren, während sie sich bemühten, sich durch die Rissen durchzuarbeiten, von ihrem Schicksal erteilt worden. Ein Teil von ihnen hat aller Wahrscheinlichkeit nach lange Stunden, ja selbst Tage in der grausigen Tiefe lebend zugebracht. Zwei hölzerne Ventilatoren waren in



## Zum Jubiläum der ältesten deutschen Briefmarken.

Dieser Tage waren es 60 Jahre, daß die erste Briefmarke in Deutschland das Licht der Welt erblickte und zwar hat Bayern den Vorrang unter den deutschen Staaten, die Briefmarken in den Verkehr gebracht zu haben. Die ersten bayerischen Briefmarken wurden im November 1849 in den Kurs gesetzt. Unsere Abbildung zeigt diese drei Sorten der ältesten Marken. Die Farben waren für die Ein-Kreuzer-Marke schwarz, für die Drei-Kreuzer-Marke hellblau und für die Sechskreuzer-Marke rötlich-graubraun. Die Marken sind ungezähnt wie alle Marken jener Zeit, und wurden von Postbeamten mit der Schere vom Bogen geschnitten. Nach Bayern folgten in Deutschland mit der Briefmarken-Ausgabe Preußen,

Sachsen, Hannover und Schleswig-Holstein und zwar im Jahre 1850. Württemberg und Baden folgten im Jahre 1851, 1852 Thürin und Lothar, Oldenburg und Braunschweig, Bremen 1855, Hamburg und Lübeck 1859. Mecklenburg-Schwerin erschien 1856 und Stettin erst 1864 mit einem Postwertzeichen. Die Briefmarke in ihrer gebräuchlichen Form ist in England erfunden worden, der Entwurf und Vorschlag stammt von dem Beleger des „Dunee Chronicle“, James Calmer aus dem Jahre 1834. Die auslebbare Postmarke wurde aber erst 1839 in England eingeführt und verbreitete sich in dieser Form nach und nach über die ganze Welt.

einem der Schächte in der Nähe der Steigeleitern mit der Hand gedreht und mit fast übermenschlichen Anstrengungen den giftigen Schwaden zu entrinnen versucht. Einer der Unglücklichen hielt noch das Schwingrad des Ventilators in der Hand, das er bis zu seinem letzten Atemzuge in Bewegung zu halten verucht hatte.

## Die Mathematik des Fünfundzwanzigpfennigstückes.

Die eben erfolgte Einführung des neuen Fünfundzwanzigpfennigstückes ruft im Geldverkehr eine Revolution hervor, an die nicht jeder denkt; es steigert die Zahlungsmöglichkeiten bestimmter Summen fast ins Unbegrenzte. An Beträgen unter 25 Pfennigen wird natürlich nichts geändert; nach wie vor lassen sich fünf Pfennige auf vier Arten bezahlen, 10 Pfennige auf 11 Arten (davon 2 in Nickel, 6 in Kupfer, die 3 übrigen in Nickel und Kupfer). Während aber bisher 25 Pfennige auf 64 verschiedene Arten, nämlich auf 3 in Nickel, auf 13 in Kupfer, auf 48 in Nickel und Kupfer bezahlt werden konnten, kann dies von jetzt an auf eine 65. Art, nämlich durch das neue Fünfundzwanzigpfennigstück geschehen. Hier beträgt der Unterschied der Zahlungsmöglichkeiten nur 1. Anders aber wird die Sache, wenn es sich um die Bezahlung von 50 Pfennigen handelt. Dies konnte bisher auf 341 verschiedene Weisen geschehen, nämlich in Silber mit dem 50 Pfennigstück, in Nickel auf 6 Arten, in Kupfer auf 26 und in Kupfer und Nickel auf 308. Jetzt kommen hierzu alle die Möglichkeiten, bei denen die neue Münze verwendet werden kann. Es ergibt sich also eine neue Art von Zahlung in Silber durch zwei Fünfundzwanzigpfennigstücke, ferner verschiedene Arten, bei denen 25 Pfennige in Silber, die übrigen 25 Pfennige aber in Nickel und Kupfer bezahlt werden. Dies ergibt drei Zahlungsmöglichkeiten, bei denen Silber und Nickel, 13, bei denen Silber und Kupfer, 48 bei denen Silber, Nickel und Kupfer verwendet werden, zusammen, 66, so daß man jetzt 50 Pfennige auf 407 verschiedene Arten bezahlen kann. Noch auffälliger wird der Unterschied der Zahlungsmöglichkeiten bei einer Mark. Mit Hilfe des 25-Pfennigstückes kann man die Bezahlung so einrichten, daß ein, zwei, drei oder vier 25-Pfennigstücke in Bezahlung gegeben werden; will man also wissen, auf wieviele Arten jetzt eine Mark bezahlt werden kann, muß man zunächst abzählen, auf wieviele Arten jetzt eine Mark bezahlt werden kann, muß man zunächst abzählen, auf wieviele Arten 100, 75, 50 und 25 Pfennige mit Hilfe von Münzen im Werte von 1, 2, 5, 10 und 50 Pfennigen bezahlt werden können. Diese Angaben betragen für eine Mark 2156, für 75 Pfennige 1048, für 50 Pfennige 341, für 25 Pfennige 64. Zählt man alles zusammen, so ergibt sich, daß mit Hilfe des 25-Pfennigstückes eine Mark auf 3610 verschiedene Arten bezahlt werden kann, während früher nur 2156 möglich waren — wenn unsere Rechnung stimmt. Wer daran zweifelt, mag immerhin nachzählen oder nachrechnen; hierzu ist nichts nötig als die Auflösung zweier diophantischer Gleichungen ersten Grades mit 8 und 7 Unbekannten.

## Der Mormonenstaat wird aufgelöst.

Nach 73jährigem Bestande wird sich in nächster Zeit der Mormonenstaat, der sich innerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerika befindet, auflösen. Die religiöse Sekte der Mormonen, der sogenannten „Heiligen des jüngsten Tages“ wurde 1827 von Joe Smith gegründet, der nach seiner Behauptung im September dieses Jahres von dem Engel des Herrn eine auf goldglänzende Metallplatten eingegrabene Schrift empfing, die er übersezte und unter dem Titel „Bibel für die Mormonen“ herausgab. Sojehst nach seinem Auftreten fand er eine Menge Anhänger, die mit ihm nach Westen zogen und sich im Staate Ohio niederließen. Zugleich gründeten sie eine größere Niederlage im Westen von Missouri, wo ein großer Tempel erbaut wurde. Unstimmigkeiten mit den Nachbarn, hervorgerufen durch die Intoleranz Smiths und später durch Einführung der Polygamie veranlaßten bald die gewalttätige Verdrängung von einem Orte zum andern, wobei es häufig nicht ohne Blutvergießen abging. Die Mormonen mußten unangeseht wandern und fanden endlich im Jahre 1847 nach langen Märschen in dem Tale des Salzsees eine Heimat, wo sie das Land mit vielem Erfolge bestellten und die Hauptstadt ihres neuen Staates, das „neue Jerusalem“ nannten. Allgemein heißt die Ortschaft heute „Salt Lake City“. Die ursprüngliche Einrichtung der Verwaltung bestand darin, daß der Mormonenstaat von einem Präsidenten regiert wurde, dem zwölf Apostel zur Seite standen. Ferner nahen hohe Stellen ein: der Hohe Rat, die Siebziger, die Hohen Priester, Kellner, Priester, Lehrer und Diakonen. Ueber allen aber stand der Patriarch, welche Stellung von Joe Smith bekleidet wurde, später von dessen Knecht. Nach der neuen Religion gab es zahllose Götter, da jeder Heilige nach seinem Tode Gott wurde und auch noch im Jenseits Aussicht auf Beförderung hatte. Die Polygamie, d. h. die Vielweiberei, war ein geschidter Schachzug des ersten „Proppheten“. Da durch die religiöse Nachkommenschaft seine Sekte um so schneller wachsen und an Macht gewinnen mußte. Die Regierung in Washington sah dem Treiben eine Zeitlang ruhig zu, schließ-

lich aber wurde Brigham Young zum Gouverneur ernannt. Es folgte ein Gouverneur nach dem andern, bis im Jahre 1871 der Präsident der Vereinigten Staaten Grant das Mormonentum für ein Ueberbleibsel von Barbarei erklärte. Trotzdem drang der Präsident nicht durch, und der Mormonenstaat blieb weiter bestehen, allerdings stets unter staatlicher Kontrolle durch einen Vertreter aus Washington. Die Blütezeit der Mormonen war aber seit etwa 25 Jahren vorbei. Damals war die Sekte bereits zu großem Reichtum gelangt, aber die religiösen Ansichten und das Festhalten an den Lehren des ersten Propheten nahmen immer mehr ab, und die Polygamie wurde vollkommen abgeschafft. Schließlich kam man in der Salzseestadt so weit, daß die Mehrzahl der angeerbten Familien nur dem Namen nach Mormonen waren, in Wirklichkeit aber sowohl in ihren Ansichten wie in ihren Gebräuchen vollständig der übrigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten gleichen. Nunmehr ist von der Verwaltung der Stadt der Beschluß gefaßt worden, den Mormonenstaat auch formell aufzulösen, da er ja in Wirklichkeit längst nicht mehr besteht.

## Die Diebe und der Baurechner.

Wie man auf originelle Art Diebe sicher fangen kann, ohne den Polizeipararat in Bewegung zu setzen, das lehrte eine Verhandlung vor dem Stettiner Schöffengericht, über die von dort wie folgt berichtet wird: Dem Hausbesitzer F. in Podesjuch war im September wiederholt Obst aus seinem Garten gestohlen worden. Als er eines Nachts nach Hause kam, hörte er, wie die Wipfel der Bäume in seinem Garten raschelten, obwohl es windstill war. Er ahnte sofort Obstdiebe und ging deshalb um das Haus herum nach seinem Garten. Wirklich bemerkte er auch drei Gestalten, die eilig bemüht waren, große Säcke mit dem feinsten Obst zu füllen. Der Bestohlene ist in seiner Nachbarschaft als Baurechner bekannt, und diese Kunst kam ihm jetzt zustatten. Er schrie den Dieben kräftig zu: „Halt! Keiner rührt sich von der Stelle!“ und dann mit veränderter Stimme, als sei es eine andere Person: „Karl, hol man die Dogge adler rup!“ Dazwischen martierte er das Knurren eines Hundes. Da bekamen es die Diebe, drei Personen, mit der Angst zu tun. Sießen ihre Säcke fallen und versprachen, nicht auszureifen. Der Baurechner ging nun auf sie zu, drehte sich vorher aber noch einmal um, rief nach der Straße hin: „Herr Sergeant, bleiben Sie an der Ecke stehen!“ und ließ dieselben auch antworten, sobald es den Anführer gab, als ob das ganze Haus umstell sei. Auf diese Weise gelang es dem schlauen Baurechner, die Diebe mit nach der Straße zu nehmen und dann mit Hilfe zweier zufällig daherkommender Soldaten auf die Polizeiwache zu führen.

## Eine versinkende Stadt.

Es ist ein tragisches Schicksal, das die Zukunft der amerikanischen Kohlenstadt Seranton bestimmt: Seranton versinkt buchstäblich in einer Kohlenmine. Erst jetzt ist man der furchtbaren Wahrheit gewiß geworden: die ganze Stadt ist unterminiert, auf Erdschichten von nur 4 bis 12 Meter Dicke hat man Häuser und Bauten errichtet, die nun alle verurteilt sind, unterzugehen. Die Gewissenlosigkeit der früheren Kohlenkönige hat die Katastrophe herbeigeführt; während man annahm, daß die Unterminierung des Stadtgebietes verträglichem unterblieben sei, haben die früheren, heute längst nicht mehr bestehenden Kohlengesellschaften unter Häusern, Straßen und Schulen auf der Jagd nach der kostbaren Kohle den Boden gehöhlt und die Tragkraft der Erde gebrochen. Vor kurzem erst, so wird im „American Magazine“ berichtet, begann man in Seranton das Schreckliche zu erkennen. Schon früher war es vorgekommen, daß an der Peripherie des Stadtbildes sich bisweilen unerwartet ein Erdschutt bildete, der mit dem Zusammensturz einer Mauer verknüpft war. Nun aber haben die Erscheinungen sich gehäuft, in allen Stadtteilen ist der Boden versunken, mit ihm ganze Häuser, überall gähnen schwarze tiefe Spalten und weitere Untersuchungen haben gezeigt, daß das ganze Stadtgebiet unterminiert ist und daß es in ganz Seranton keine Stelle mehr gibt, wo man nicht befürchten müßte, stündlich versinken zu können. Das Versinken eines Hauses ist jetzt keine so alltägliche Erscheinung, daß die Zeitungen kaum noch davon Notiz nehmen; die Einwohner haben sich an das Unvermeidliche gewöhnt, und da verhältnismäßig nur selten der Bereich von Menschenleben zu beklagen ist, hat man sich mit dem Unabänderlichen abgefunden. Das große Wasserhaus balanciert auf einem 6 Meter tiefen breiten dunklen Spalt, nur mit Tauen, Ketten und Stützen wird der Bau einstweilen noch aufrecht erhalten, zweimal im vergangenen Jahre kam es auf dem Rangierbahnhof zu Unglücksfällen, weil in der Nacht auf der Schienenstrecke ein Spalt sich gebildet hatte, in den die Lokomotive hinabfiel. Immer wieder erlebt man es, daß ganze Fuhrwerke mit Pferden oder Ochsen plötzlich in den Bereich eines solchen Erdrutsches kommen und in die Tiefe sinken. Mit Seilen versucht man die Tiere zu retten, doch meist bleiben die Bemühungen fruchtlos, der Strömungskraft verfallen die Seilenden, die im selbstgeschaffenen Grabe erstickten. Der ganze Kirchhof ist kreuz und quer von tiefen dunklen Erdschnecken und Spalten durchzogen; Hunderte von Grabmätern sind zerstört, auch das prachtvolle Mausoleum, das man mit einem Kostenaufwand von 200 000 Mk. für den Bischof Hoban aufgeführt hatte, ist in den Tiefen versunken. Die einzige Möglichkeit, das Schicksal der Stadt aufzuhalten, wäre der sofortige Ankauf der heute brautliegenden Minen und die Reu-aufführung der stehenden Steiler. Aber auch damit wäre absolute Gewißheit nicht gewonnen. Die Minen aber würden Millionen und Abermillionen kosten und dazu noch im Preise sofort auf das Dreifache emporzuschellen, wenn die Stadtbehörde in solcher Zwangslage an einen Kauf denken könnte. Aber der Beutel von Seranton ist leer und so ist das Schicksal nicht aufzuhalten.

— Neues Wort. — Fräulein Irma hat mir gestern ihren neuen Diamantarmband gezeigt, aber das ist wirklich was großartiges. — „Ach, glaube doch der Irma nicht, das ist ein Similant.“

